

Albert Benz

# Muß die Blasmusik zur keinen Repräsentation und Unterhaltung absinken?

## Gedanken zum Repertoire und zum Auftrittsrahmen der Blasorchester

Der Todestag des schweizerischen Pädagogen, Dirigenten und Komponisten Albert Benz jährt sich am 22. März zum zehnten Male. Der vorliegende Aufsatz erschien erstmals im Taschenkalender 1973 des Eidgenössischen Musikverbandes und hat seither kaum etwas von seiner Aktualität verloren.

Kultur ist abhängig von der Fähigkeit der Menschen, Gedanken, Wissen und Empfindungen durch Worte oder Zeichen mitzuteilen. Auch Musik ist solche Mitteilung, Information. Der Erfinder einer Tonfolge begnügt sich nicht damit, diese gefunden zu haben. Er will sie weiterleiten, übermitteln. Dann und wann ist der Interpret selbst der Empfänger dieser Musik, häufiger steht er zwischen dem Komponisten und dem Angesprochenen. Ein Musikverein kann beide Spielarten praktizieren. Es ist möglich, daß er ein Werk nur zur eigenen Bereicherung studiert. Meistens wird er aber bemüht sein, seine Interpretation den Hörern mitzuteilen. Andererseits wird oft der äußere Erfolg in den Mittelpunkt gestellt. Dann liegt die Initiative teilweise bei den

Hörern. Man führt auf, was die Leute hören wollen.

Jede Musikausübung ist demnach geprägt durch das Verhältnis Komponist – Interpret – Publikum. Dieses Verhältnis hat seit etwa 1930 beim volkstümlichen Musizieren eine umwälzende Veränderung erfahren.

### (Blas-)Musik kam überall hin

Blättern wir etwas zurück in der Geschichte. Die Französische Revolution hatte die Vereinsfreiheit gebracht. Bürger konnten sich auf eigene Initiative zu Vereinen zusammenschließen, die Sport trieben, Gedanken austauschten, politisierten, Theater spielten oder Musik machten. Die Erfindung der Ventilinstrumente bot um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Möglichkeit, mit verhältnismäßig geringem Aufwand instrumentale Ensembles zu bilden. Überall entstanden Blasmusiken. Durch Lehrer, Organisten und auch durch Tanzmusikanten wurden sie in die Kunst des Instrumentenspiels und des Notenlesens eingeführt. Im übrigen

behalfen sie sich weitgehend selbst. Instrumentalmusik war früher nur in der Kirche und bei Tanzanlässen und natürlich in den größeren Städten zu hören gewesen. Nun bot sich plötzlich die Gelegenheit, Musik überall hinkommen zu lassen. Lieder ertönten nun in wohlklingenden mehrstimmigen Sätzen. Opernarien kamen hinzu. Bald folgten Ouvertüren, Rhapsodien, sinfonische Dichtungen, ja Sinfoniesätze. Kunstmusik gelangte erstmals auf breiter Front in die Städte und Dörfer. Die Blasmusik eroberte sogar eine Vorkämpferstellung für die damals moderne Musik. Wer Musik hören wollte, hatte ausschließlich die Blasmusik. In größeren Ortschaften bestanden vielleicht Orchester. Aber eigentliche Sinfonieorchester konnte nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Bevölkerung hören, wohnte doch nur ein geringer Anteil der Bevölkerung in den Städten. Das war das goldene Zeitalter der Blasmusiken, wenn man von der mangelnden Originalliteratur absieht.

Dann kamen die Schallplatte und das Radio. Man lernte neue Musik kennen, der viele

anfänglich skeptisch oder gar feindlich gegenüberstanden. Die Werke Verdis, Rossinis, Liszts und Wagners wurden erstmals in ihrer originalen Orchesterfassung bekannt. Durch die Bekanntschaft mit vorklassischer und modernster Musik entstand ein musikgeschichtliches Bewußtsein, das früher nicht existiert hatte. Das Empfinden für musikalische Qualität wurde höher entwickelt. Unterhaltung und ernste Musik klafften immer weiter auseinander. Man mußte die Musik nicht mehr suchen, sie kam ins Haus, sie verfolgte einen auf Schritt und Tritt und dient heute sogar der Anregung des Appetits und der Kauflust.

### Musik ist Nebensache

Wie wirkt sich diese neue Lage auf das Verhältnis zwischen Interpreten und Hörern von Blasmusik aus?

Die früher fast konkurrenzlose Position unserer Vereine ist erschüttert. Sinfonie, Oper, Jazz und Ländler kann man in höchster Perfektion im Schallplattengeschäft kaufen oder auf Tonband kopieren. Die neuen Konkurrenten der Dorfvereine heißen



Berliner oder Wiener Philharmoniker, Festspielwochen in X und Jazzfestival in Y. Es wäre sonderbar, wenn der Vergleich zu unseren Gunsten ausfiele.

Andererseits braucht man die Blasmusik zum Empfang der Turner, zur Eröffnung einer Ausstellung, zum Empfang

des Bürgermeisters oder zur feierlichen Überhöhung eines großen Galabanketts. Die Uniformen müssen die bunte, die Töne die feierliche Note liefern. Stadt und Gemeinde glänzen, und die Gäste fühlen sich geehrt.

Und die Musik? Sie ist Nebensache. Wir werden nur

begrüßt, weil es als billig gilt, Konserven abzuspielen, und weil der Lautsprecher oft pfeift. Aber Musik als Kunst ist nicht gefragt. Wir begleiten Tellergeklapper (nicht zu laut bitte, daß die Gespräche nicht gestört werden!). Wir schinden Eindruck für unsere Gemeinde, und dafür bekommen wir Subventionen. Wir sind Dekoration, Background.

Musik sei Mitteilung, haben wir einleitend gesagt. Doch wie oft wollen jene, die uns engagieren, unsere Musik gar nicht hören. Wir mühen uns vergeblich gegen lautstarke Festzeltbesucher ab. Wir können Gespräch und Tellergeklapper nur mit Fortissimo übertönen. Wir liefern die farbige Geräuschkulisse für feierliche Anlässe und Zeremonien. Man analysiere einmal die Konzertbesucher nach Angehörigen, Vertretern befreundeter Vereine und Passivmitgliedern, die ihr Geschäft repräsentieren, und das Ergebnis wird wenig ermutigend sein. Die Programme nach der Devise »für jeden etwas« haben natürlich eine Kehrseite: »Für jeden etwas Unerwünschtes.«

### Nicht nur dekorativ

Besitzen wir noch eine Chance, eine echt musikalische und nicht nur dekorative Position im modernen Musikangebot zu behaupten? Oder müssen wir uns damit begnügen, wie alte Fahnen und Uniformen von Zeit zu Zeit zu Repräsentationszwecken aus der Rüstkammer hervorgeholt zu werden? Oder essende und trinkende Mitmenschen durch klangliche Berieselung in gehobene Stimmung zu versetzen? Ist die alkoholgeschwängerte Atmosphäre des Festzeltes Ziel und Höhepunkt unserer jahrzehntelangen Bemühungen?

Nein! Wir besitzen durchaus die Kraft, unsere Stimme zur Geltung zu bringen. Aber wir müssen uns auf uns selbst besinnen. In der Interpretation einer Rossini-Ouvertüre können wir es nicht mit einem hochqualifizierten Berufsorchester aufnehmen. Wer das Gegenteil behauptet,

weist sich höchstens über mangelnde Bildung aus. Unsere Besetzung und die Richtung unserer Ausbildung setzen uns nicht in den Stand, Jazzmusik aus der Dixieland- und Swingepoche befriedigend zu interpretieren. Führt uns nicht die Kunst der Uniformenschneider langsam in die Nähe der Operette und damit der Lächerlichkeit? Unsere gut einstudierte Show, die viel Probenzeit absorbiert, kann nicht Schritt halten mit dem, was täglich per Television in die Welt gestrahlt wird.

Andererseits besteht durchaus die Möglichkeit – um es kaufmännisch auszudrücken –, einen gewissen Marktanteil des Musiklebens zu behaupten. Das direkte Konzerterlebnis hat immer noch der perfekten Konserve gegenüber etwas voraus: das Lebendige, das Unmittelbare. Gelingt es uns, die richtige Musik gut zu interpretieren, so haben wir noch immer etwas zu sagen.

### Unterhalten mit Geschmack

Die avantgardistische Kunstmusik entfernt sich immer deutlicher vom Konzertpublikum. Aber ein Bedürfnis nach maßvoller zeitgenössischer Musik besteht. Hier liegt eine Chance. Auch ist der Wunsch weiter Kreise nach guter Unterhaltung und lebensfreudiger Zerstreuung berechtigt. Hier haben heimatliche Tradition, Marsch und leichte Muse auch heute ihren echten Sinn. Aber unterhalten wir mit Geschmack und mit etwas mehr Selbstbewußtsein. Ehrlichkeit und kompositorische Qualität entscheiden über den Wert einer Musik. Nicht vergessen darf man, daß auch Unterhaltungsmusik gute Interpretation und sorgfältiges Studium erfordert.

Kurz: Wir entscheiden selbst über unseren Wert, indem wir falsche oder richtige Programme wählen, indem wir bei passender oder unpassender Gelegenheit auftreten und indem wir gut oder schlecht spielen. Wenn wir unser Tun ernst nehmen, werden es auch die Hörer. ■

